

Hilfswissenschaften der Berufe auszubilden. Besondere Erwähnung verdient die landwirtschaftliche Schulung. Nachdem schon in der Invalidenschule die Handhabung einzelner Maschinen und Werkzeuge ausprobiert und diese den Beschäftigungen entsprechend umgewandelt sind, haben die Kriegsbeschädigten Gelegenheit, auf dem Gute Ebreichsdorf, das durch Baronin Drasche eigens hierfür mit seinen fast 1000 Hektaren zur Verfügung gestellt wurde, sich wieder ganz in ihren Beruf hineinzuleben.

Ist der Kriegsverletzte soweit, daß er sich in seinem früheren oder einem neuen Berufe erhalten kann, dann wird ihm von der Invalidenhilfsstelle ein Arbeitsplatz vermittelt. Sofern er nicht mehr diensttauglich ist, tritt er sofort aus der Anstalt seine neue Stelle an. Ist der Invalide wirtschaftlich zu schwach oder aus andern Gründen ungeeignet, sich selbst zu führen, und in Gefahr, ohne Anhalt vom Wege abzukommen, so wird ihm durch die Invalidenhilfsstelle ein „Schützer“ vermittelt. Dieser übernimmt es als soziale Pflicht, sich um das Wohl seines Schützlings dauernd zu kümmern.

Das Invalidenwesen in Ungarn¹ ist ähnlich aufgebaut und besitzt ebenfalls eine größere Zahl von Hospitälern zur Nachbehandlung mit angegliederten Invalidenschulen. Bei der noch sehr jungen industriellen Entwicklung des Landes ist die Erhaltung der geschulten Kräfte für die Zukunft des Landes von erhöhter Bedeutung. Unter den zahlreichen der Leitung des kgl. Invalidenamtes unterstehenden Anstalten sind die bedeutendsten die in Budapest untergebrachten Invalidenschulen und Nachbehandlungsanstalten mit mehreren tausend Betten. Wohl infolge des noch wenig entwickelten gewerblichen Lebens scheint die Zahl derer, die in Ungarn nach ihrer Verletzung vom Landbau zum Gewerbe übergehen, verhältnismäßig größer als sonst zu sein. Diese erfahren natürlich eine besonders sorgfältige Ausbildung. Ebenso sind aber auch in der landwirtschaftlichen Abteilung neben den kürzeren eigentlichen Invalidenkurse bis zu zwei Jahren dauernde Ausbildungskurse vorgesehen, wie z. B. Besuch der Winzer- oder Waldbegeschulen. So weckt hier der Krieg noch manch gute Begabung, die durch die Abgeschiedenheit der Heimat und deren kleine Verhältnisse sich vor dem nicht entfalten konnte.

Constantin Koppel S. J.

Friedrich Lienhardts stille Gemeinde und ihre friedlichen Kriegsziele.

„Als ich, hochverehrter Herr Lienhard, in einer Dezembernacht 1914 Ihre wundervolle Osterdingen-Dichtung, die mir schon vor Jahren höchsten künstlerischen Genuß bereitet hatte, von neuem las, spürte ich, wie nie zuvor, die Kraft und Hoheit Ihres Dichtertums. . . . Seit jenen Dezembertagen stand bei mir fest, Ihnen einmal zu zeigen, welchen Eindruck berufene Führer unseres geistigen Deutschlands von Ihrem Wirken empfangen haben. Ich stellte daher eine Um-

¹ Vgl. Das Invalidenwesen in Ungarn, herausgegeben vom kgl. ungarischen Invalidenamt, Budapest 1916.

frage an und hat eine Reihe deutscher Künstler, Gelehrter und Schriftsteller, ihr Verhältnis zu Ihrem Werk darzulegen. Mein Plan fand lebhafteste Billigung, und nicht gering war die Zahl derer, die mit Freuden meiner Aufforderung entgegenkommen wollten. Die Antworten, die Würdigungen, die Ehrungen und die größeren Aufsätze, die mir von den Daheimgebliebenen wie von den im Felde Stehenden mit gleicher Bereitwilligkeit zugesandt wurden, habe ich zusammengestellt. Ich bringe sie Ihnen im vorliegenden Büchlein dar, als Gruß zu Ihrem 50. Geburtstage, der schön und recht in eine Zeit fällt, in der Kräfte leben, die Sie immer für unser Volk ersehnt haben. . . .“

So kam die glanzvolle Festschrift „Friedrich Vienhard und wir“ zustande, glanzvoll nicht nur wegen ihrer vornehmen Ausstattung und ihres ungewöhnlichen Umfangs von über hundert Seiten in gr. 8°, sondern vorzugsweise deshalb, weil darin „eine große Zahl“ — gegen 70 — „jener Ernsten, welche die deutsche Seele behüten“, ihre Wünsche aussprechen. Diese zu lesen bietet schon nicht geringen Genuß; es sind nicht hohle Lobhudeleien einer besondern Gefolgschaft, wie sie bei solchen Anlässen fast Mode geworden waren; ernste deutsche Männer, die sich ihrer Stellung und Aufgabe bewußt fühlen, tauschen ihre Erwartungen über unser Schrifttum nach dem blutigen Völkerringen darin aus. Und so sollen hier nicht die prächtigen Lorbeerkränze, die dem Dichter aus allen Teilen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz und auch aus den „nassen Schützengräben“ heraus zum 50. Geburtstag gesendet wurden, gezählt oder gar ihre Blätter zur Bestimmung der Herkunft zerpfückt werden; statt dessen wird es sich als lohnenderen Gewinn empfehlen, jene hohen Ziele kennen zu lernen, die der deutschen Dichtung und ihren Pflegern für die werdende Friedenszeit gesteckt sind. Und Vienhard „sei in dem kommenden Deutschland, dem er neue große Aufgaben glühend schon vorgezeichnet habe, als echter und rechter Führer geradezu unentbehrlich“.

Als grundlegende Forderung für die Zukunft der deutschen Dichtung wird die entschiedene Abgabe von den fahrigten Grundsätzen der sog. „Moderne“ gestellt. Vienhards Trutzwort: „Nicht wie ihr!“ muß in seinem ganzen Umfange die allgemeine Losung werden; auch vor Ibsen und Gerhart Hauptmann macht der Ruf nicht Halt — Nietzsche schließt sich als der undeutscheste Deutschhasser selber aus. Daß solch gründliche Aufräumung im Literaturleben unseres Volkes die bitterste Notwendigkeit ist, beweisen drastisch, selbst in der ersten Kriegszeit, die fast unbegreifbaren Wagnisse jener Entarteten, wie Schönherr's „Weibsteufel“, Schnitzler's „Romödie der Worte“, Hardt's „König Salomon“, Schillings „Mona Lisa“, Sakmann's „Retter“ u. a., alles Schmutzwerke, gegen die sich sogar die sonst wehrlosen züchtigen Frauen unserer Feldgrauen an das öffentliche Gewissen wenden mußten, um die Ehre ihres Geschlechtes zu retten. „Ich meine nun aber“, schreibt einer der Vertreter aus der Vienhard's-Gemeinde, „jetzt sei die rechte Stunde gekommen für jenes weitere tapfere Wirken Vienhards für die Befreiung der deutschen Literatur vom Zwange des Weltstadtschmades. Es muß und wird sich vieles ändern in nahen Tagen. Das literarische Deutsch-

Land ist erwacht; es wird sich auf seine Würde besinnen und aufräumen, gründlich aufräumen mit dem Mißbrauch unseres Schrifttums zu Tagesensationen, mit dem frechen Treiben ästhetischer Gaukler, mit dem Indianergeschrei geriebener Macher, mit der Aufdringlichkeit kunstsüßender Männlein und Weiblein. Bei dem Reinigungswerke, das da zu vollbringen sein wird, ist Lienhard der berufene Führer der deutschen Dichter und Schriftsteller, die unser Geistesleben neu aufbauen wollen.“ „Dichter wie er“, ergänzt ein anderer Bewunderer, „die nie von ihrem klaren Ziele abwichen, denen die Gesundheit ihrer Kunst über allen Erfolg des Tages heilig war, können wir nie genug haben. Sie richteten uns empor im Trubel der nach Aufsehen — nach Sensation — lüfternen Schreiber.“

Wie die gewünschten Dichter der Zukunft geartet sein müssen, wird hier schon kurz angedeutet. Es führt das ein mit Lienhard Geistesverwandter in seinem kurzen, aber kräftigen Glückwunsch an den Bruder in Apoll weiter aus, und man fühlt seinen Worten die innere überzeugte Wärme an. „Ein Dichter wie Friedrich Lienhard“, so äußert sich Gustav Renner, „unbeirrt von allen Tagesströmungen, den Blick unverwandt auf das gerichtet, was er als gut und groß und edel erkannt hat, unberührt von dem Gefuchten, Geschraubten, Verlogenen unserer Literatur der letzten Zeit, wenigstens derjenigen, die sich in den Vordergrund zu drängen verstanden hat, erfüllt von dem Ernste und der Heiligkeit seines Berufes, nicht nach Effekt und Erfolg schielend, natürlich und unmittelbar, klar und wahr, in seinem Besten von der köstlichen unvergänglichen Frische des Volksliedes und Eichendorffs, ein Warner und Rater, ein begeisterter Kämpfer alles dessen, was in unserem Volke groß und echt war und ist, ein treuer Vorkämpfer im alten, schwer errungenen deutschen Grenzlande —: müßte nicht sein Name überall genannt werden, und seine Persönlichkeit, alles in allem genommen, mit in erster Reihe stehen?“ Daß die Persönlichkeit in der Kunst und Poesie alles sei, hat schon der Altmeister Goethe verkündet, und als Lienhards Zeitstern gilt das Wort: „Mensch sein ist auf alle Fälle wichtiger als Literat sein.“ Einen solchen Künstler-Menschen hat ein anderer Sprecher aus der Lienhard-Gemeinde scharf gezeichnet: „Nur wer durch Not und Glück ganz zum Menschen gehämmert worden ist — denn auch das Glück zu tragen will gelernt sein —, und wer dann noch über einen ‚Überschuß an Lebenskraft‘ verfügt, ist zum Künstler geboren. Das schließt von vornherein alle die aus, denen die Kunst eine Befriedigung ihrer Eitelkeit oder die melkende Kuh des Erfolges ist. Alle Kunst fließt aus dem tiefsten Ernst, und dieser Lebensernst vor allem ist es, den Lienhard immer und immer gepredigt hat. Er schließt die Freude, den Scherz, den Witz, sofern er aus einem reinen Kontrastgefühl stammt, nicht aus, aber er verachtet die Seichtheit und jegliche billige Wache.“ Der besonders vertraute Freund Lienhards, Karl Muth, zeichnet den veredelnden Entwicklungsgang des Dichters bis zur „reinsten, herrlichsten Menschheit“, wie sie in aufsteigender Linie aus einem Guß geraten ist, am kürzesten mit drei Stichworten: „Eins ist not“ — „Nicht wie ihr“ — „Reif sein ist alles“ und weist dabei auf die tiefste Grundlage der so gewordenen Persönlichkeit in einem

der kraftvollen Wahlsprüche seines Freundes hin: „Ein religiöses Moment ist es, das sich von nun an in der Poesie geltend machen wird.“

Dieses „religiöse Moment“ keimt und sproßt aus dem Edelkern der religiösen Weltanschauung. Sie wird in dem Schrifttum des kommenden Deutschland als notwendig verlangt; nur erscheint der Ausdruck dafür nicht übereinstimmend, wie die Proben zeigen. So wird beispielsweise „das Rosenkreuz, uns durch Goethes ‚Geheimnisse‘ vertraut als die herzerhebende Vereinigung klassischer Humanitätsreligion mit christlicher Mystik, als Lienhardts innerste Weltanschauung“ ausgeschmückt, „tief, aber klar, und von dem zarten Blütenduft gemütvoller Anmut umhaucht. Christengüte, Griechenschönheit, Germanenernst sind in eins geflossen, und die Altäre dieses dichterischen Glaubens, dieser glaubensvollen Dichtung lobern auf Golgatha, Akropolis und dem Wartburgberg“. Man vergleiche damit noch zwei andere hier folgende Umschreibungen desselben Begriffes: „Lienhardts Weltanschauung“, sagt die eine, „wurzelt in der tiefinnerlichen Gewißheit, daß unser wahres Wesen einer geistigen Welt entstammt, in die es durch den Tod zurückkehrt. Unsere Zugehörigkeit zu einer übersinnlichen Welt ist nicht empirisch zu beweisen, sondern muß innerlich erlebt werden. Die innere, nichtsinnlüche Erfahrung beansprucht aber dieselbe Realität wie die sinnliche. In diese stoffliche Welt wurden wir gebannt zur Entwicklung und Läuterung unserer Persönlichkeit. Mit dieser haben wir den Kampf daher aufzunehmen. Der irdische Zweck ist erfüllt, wenn der Mensch sich heldenhaft bewährt. Entzieht er sich feige den Widerständen dieser Welt, oder läßt er sich schwächlich von diesen überwinden, so ward das irdische Leben umsonst gelebt, und seine Persönlichkeit ist auf eine uns unvorstellbare Weise für die weitere Ewigkeit zu Schaden gekommen. Mensch sein heißt Kämpfer sein. Heißt im Lebenskampfe sich als Held bewähren. Marmorblöcke sind wir unter dem Meißel Gottes. Hart ist dieser Meißel. Aber unter seinen schmerzhaften Streichen formt sich die heldenhafte Persönlichkeit. Der Feigling zerbricht.“ Den ernststen Sätzen hört man es beinahe an, daß sie von einem Heldgrauen geformt wurden. Leichter spricht ein Dichter:

Aufwärts die Seele zu ewigen Sternen!
Dort, wo die Wünsche, die heißesten, ruhn:
Dort in der Blautiefe heiligsten Fernen
Liegt unser Heimatland, liegt Avalun.

Es dürfte wohl schwer möglich sein, diese schwankenden Auffassungen von religiöser Weltanschauung zu einem einigenden Begriff zusammenzuschweißen. Da wäre es von vornherein sicherer und zugleich einfacher, sich in der christlichen Weltanschauung zusammenzufinden; darin liegt der eigentliche „heldenhafte Idealismus“ beschlossen, weil nur die Lehren des Christentums die reinste Klarheit und ewige Wahrheit enthalten und so den „weltweiten Sinn und den großen Mut der Ideale“ vermitteln. Das müßte „die Zukunfts-sonne“ sein, die aus den wilden Wogen der Gegenwart strahlend emportaucht, wie es Lienhard

„mit heute wundersam erscheinendem Prophetenblick 1913 im ‚Spielmann‘ geschaut hat, als er schrieb: ‚Ich habe ein Vorgefühl, als ob unserem ganzen Europa eine Titanic-Katastrophe bevorstehe. Da fällt alles Schwärmerische und Unrechte ab, und es bleibt bestehen Wahrhaftigkeit und Liebe, jene Liebe, die zugleich Güte und Treue ist“.

So blickt die Vienhard-Gemeinde mit hoffnungsfreudiger Zuversicht in die Zukunft, die nach der Läuterung all ihre großen Erwartungen für unser Geistesleben erfüllen soll. Die Literatur im kommenden Deutschland wird auch „die Forderung erheben, modern zu sein, aber nur in jenem besten und letzten Sinn, indem sie unserer Zeit gibt, nicht was sie wünscht, nein, was sie braucht“. Dann tritt an die Stelle jener verbrauchten und abgehausten „Moderne“ diese neue Richtung. Woher stammt sie? Das weisen „die Wege nach Weimar“. Es soll sich der Entwicklungsgang wiederholen, den vor hundert Jahren das deutsche Schrifttum durchgemacht hat. „Vom Sturm und Drang zur Klassik, durch sie zu romantischer Anwandlung. Auch Novalis mit den Seinen war in Goethes und Schillers Schule gegangen; aber sie entwickelten sich über deren selbstgefestigte Grenzen hinaus. Wohl war dies ein Bruch mit der sauer gewonnenen Einheit, allein nur ein zeitweiliger. So wie ein Erweiterungsbau das Haus vorübergehend behelligt, um es dann umfassender wiedererstehen zu lassen.“ Also klassisch mit romantischem Einschlag wird die Dichtung der Zukunft sein: eine „Schiller-Hölderlin“-Natur hat man Vienhard genannt, um die Richtung anzudeuten, der seine wertvollsten Schöpfungen angehören. „Sein Ideal“, versichert einer seiner Bewunderer aus der stillen Gemeinde, „sein Ziel steht fest. Als solches ist es für uns unantastbar; für seine, für unsere Gegner unnahbar. Es ist kein seliger, schöner Traum, sondern ein reales Reich der Zukunft. Und wunderbar in diesem Ideal ist seine Umfassung, seine weite aber feste Gedanklichkeit. Es fehlt an diesem deutschen Zukunftstempel, den uns Vienhard in seinen Werken aufbaute, kein Stein, sein Gefüge hat keine Lücke; denn es ist fein durchdacht, reich begonnen und groß vollendet.“ Mit welchem Siegesbewußtsein das stolze Fähnlein der Aufrechten sich um den Führer schart, klingt aus dem jubelnden Glückwunsch: „Die Zeit ist erfüllt! Das neue, größere Deutschland steht auf dem Grunde gebaut, den Friedrich Vienhard prophetisch sah und suchte. Das deutsche Schrifttum wird wieder deutsch, eigenwüchsig und groß. Heil ihm, dem Bahnweiser! Heil uns, den Kampfgenossen!“

„Wird unser deutsches Volk nach dieses schweren Krieges Wehen die Kraft finden, diesem Führer zur Stille aufmerkendes Gehör zu schenken?“ so schließt die Festschrift. Eine starke Gewähr dafür dürfte wohl schon darin zu sehen sein, daß der entschlossene Führer des Wiener Gralbundes, R. v. Kralitz, in seinem schwungvollen Glückwunschgedicht mit der Vienhard-Gemeinde ein festes Schutz- und Trutzbündnis zu schließen sich gewillt erklärt zur treuesten Freundschaftsvereinigung und ritterlichen Waffenbrüderschaft:

Von der Wartburg, von der Gralsburg,
Dort von Weimar, hier von Wien,
Hin zur Himmelssternenstrahlburg
Läßt uns neue Wege ziehn,
Hier die Schuld des Lebens zahlen,
Und aus trüben Tränentalen
Nach den gleichen Idealen
Über Welt und Wolken fliehn.

Fliehn? Nicht ganz! Auch hier auf Erden
Dort und hier, im deutschen Land,
Soll dem Geist ein Tempel werden,
Einer höhern Bildung Pfand.

Fluch und Schande dem Geschmeiß,
Das solch Streben nichtig heiße!
Ob es auch die Luft zerreiße,
Unser Tun hat doch Bestand.

Und so biet' ich dir die Rechte,
Wackerer Kämpfer ohne Ruh,
Ehrenvoll im Volksgefechte
Ohne Tadel immerzu.

Jeder, der wie du so wacker
Hat bestell't der Heimat Acker
Ohne Flunkern und Geflacker,
Sei mein Freund auf du und du.

Nikolaus Scheid S. J.

Das Kriegsoffer der Kirchenglocken.

Nachdem Millionen blühender Leben durch den Weltkrieg zermalmt sind, besagt es wenig, daß Kirchenglocken beschlagnahmt und eingeschmolzen werden; die Menschen, die der Krieg zerschoss, zerriß, durch unerträgliche Leiden tötete, waren auch in den Augen des Glaubens wahrlich ehrwürdiger und kostbarer als geweihtes Kirchengesäß. Dennoch ist eine rührende Kriegsurkunde der Hirtenbrief, den zum Glockenabschied in Kärnten der Fürstbischof Adam Hefter von Gurk am Himmelfahrtstag 1916 erließ („Kirchliches Verordnungsblatt für die Diözese Gurk“, 5. Juni 1916, Nr. 7).

„Mit großer Liebe hängen die Gläubigen an ihren Glocken“, sagt der Oberhirt, „und zwar mit Recht.“ Man verehrt die Glocken als etwas Heiliges, durch die tief sinnige Glockentaufe dem weltlichen Gebrauch Entzogene. Sie läuten die hohen Festtage ein, sie kündigen den Beginn und Verlauf des Gottesdienstes, klingen feierlich zu den Prozessionen, klagen den Hinscheid eines Mitchristen, grüßen ihn auf seinem letzten Weg und ins Grab hinein, erinnern dreimal des Tages an die Menschwerdung des Herrn und fordern zum Gruß der Gottesmutter auf, schützen das Land in Gewittern, nicht durch Zauber, wie der Fürstbischof belehrt, sondern wie andere Sakramentalien durch die übernatürliche Kraft, die ihnen durch die Weihe verliehen ist, und durch das Gebet, das bei ihrem Klang ertönt. Der Glockenklang gehört zu unserem Christenleben, er erfüllt uns mit andächtigen Stimmungen. „Die Lebenden rufe ich, die Feste verherrliche ich, die Kraft des Gewitters breche ich, die Toten beklage ich“ — so steht auf mancher alten Glocke zu lesen.“

„Kein Wunder, liebe Gläubige, daß der Glockenabschied, der jetzt gekommen ist, ein Gefühl der Trauer in euch wachruft! Aber denkt daran, daß das Vaterland in Not ist! Das Opfer bringen wir für einen wahrhaft heiligen Zweck. Großherzig habt ihr so im Geiste Christi viele Opfer gebracht in der Kriegszeit, bringt auch dieses Opfer freudigen Herzens! Auch wenn die letzte Glocke wandern müßte, werden wir sie gern dem Vaterlande geben. Gott der Herr